

in seinen Bewegungen an die Küstländer des afrikanischen Seehandes hält, eine große Anzahl von Arten und Formen nicht über Nordafrika hinauskommt, so giebt es immer noch genug der beschränkten Wanderer, die zu ihrer Winterzeit die Neuastralaländer im tiefsten Innern des Welttheils besuchen. Das Beobachten dieser heimathlichen Gäste, deren schickliches Kleid von farbigen Bändern der afrikanischen Vogel sehr schicklich gehörte zu den Bekleidungsbeschäftigungen Dr. Emin R. a. S. während seines Aufenthalts in der Neuastralalprovinz. Das neueste Heft der „Zoolog. Jahrbücher“ bringt ein aus der Station Antuba datirter Bericht des Walsch's über seine Beobachtungen. Wir finden darin u. a. die folgenden mittheilenswerthen Angaben. Die Zugvögel für europäische Vögel hält sich im allgemeinen an den Verlauf des oberen Nil's, und die Wanderer vertheilen sich gemächlich von den Küstländern aus über das Land, gehen übrigens so weit ins Innere hinein, daß Emin z. B. in Wombuta noch den Rothschwanz erlangen konnte. Die Vertheilung der Vögel selbst hängt natürlich davon ab, was die Zeit. Unter zur Erziehung der Wanderer darbieten, und es ist selbstverständlich, daß z. B. große Schwärzchen (Schwärze) zahlreich Vögel anziehen, welche die Nestler zur Nahrung verwenden können. So fand Emin *Cerealis tinianus* (eine Faltensart), sowie die *Ardeotis* (*Circus aeruginosus*) sehr fleißig auf der Feuersäurejagd. Die Anflugszeit der Wanderer beginnt im September und ihr Aufenthalt dauert meist bis in den März; natürlich hängen die Verhältnisse von der Witterung ab. Unter der häufigsten und regelmäßigsten Wintergäste ist der oben erwähnte Falter, der gemächlich in der zweiten Hälfte des Oktober zuerst vereinigt, dann aber in ganzen Flügen ankommt und bis Ende März im Lande verweilt. Die Hauchschwalben kommen gemächlich in großen Schwärmen, welche eine bedeutende Anzahl junger, noch nicht völlig ausgefärbter Jahresvögel enthalten. Des Tages über in der Steppe, schlagen sie sich abends zu großen Gesellschaften zusammen und nächtigen im Saß an den Fingern. Verschiedene Grasmücken und Hochflieger kommen Ende September und verlassen im März das Land. Von ihnen hört man öfters wie von anderen europäischen Vögeln in den Neuastralaländern niemals einen richtigen Gesang; sie lassen nur Lokrufe und abgebrochene Laute hören. Auch die Nachtigall, die Emin besonders häufig im Januar 1888 am Ufer des Albert-Sees antraf, hat er niemals in Afrika singen hören. Häufig findet man den Rothschwanz, namentlich im November und Dezember, aber eigenthümlicherweise ist Emin zwar zahlreich den Männern, jedoch nur wenigen Weibern begegnet. Kränze wurden am Ende Oktober bis in die erste Hälfte des April im ganzen Lande still und meistens vom Nil bis an den Albert-See hinunter gesehen, doch waren diese Vögel sämtlich etwas größer als europäische gemächlich zu sein pflegen. Den Kuckuck hat Emin nie bemerkt. Ein Storch wurde nur einmal unter 7 St. N. geschossen. Doch sollen sich Störche jeden Winter unter dieser Breite einfinden; sie besuchen aber die weiter südlich gelegenen Landestheile nicht. Ende Oktober 1890 beobachtete Emin am Südufer des Victoria-Sees Störche, welche aber wohl der in Afrika nichtenden südlichen Form angehören. „Schwarze Störche“, bemerkt der Walsch scherzhaft, habe ich trotz der vielen schwarzen Kinder im Lande niemals gesehen.“ Noch viele andere europäische Vögel, wie Ziegenmelzer, Pieper, Wieserfliegen, Steinrückel, Keimföcher, Regenpieper usw. hat der Walsch beobachtet.

**Literarische Plaudereien.**

Von A. B.

Der Maulwurf. Eine neue Bergmannsgeschichte von Oswald Bergener. Leipzig: Neuditz, Max Hoffmann. Preis 2 M. Bergener ist ein guter Erzähler. Er schildert das Volkstümliche anschaulich und kräftig und scheint den Darszer Dialekt vollkommen zu beherrschen. Wo keine Reimen diesen helfen, scheint er uns auch beim der landsüblichen kräftigen Schwärzchen, genau wie der selbige Aeneas Gottlieb. Derselbe sieht er auch in der tendenziösen Anlage seiner Erzählung nahe. Ein Hühnerstich, ein „Der Maulwurf“ genannter Bergmann, er mordet aus Eifersucht und Neid den Pfleger eines verwitweten reichen Kaufmanns, er mordet ihn durch die Hand eines Wadstümmen, dann springt er — unvorsichtlich genug — ein tüchtiges und schönes Mädchen dazu, sich ihm zu verloben, begeht verschiedene Nichtswürdigkeiten und läßt sich endlich in einer erregten politischen Versammlung das Geständnis erschließen, daß er schon einen Menschen umgebracht habe. (Siehe: Kränze des Volkes). So wird er unerschrocken gemacht und wie wieder seine Wadstümmel bedroht hat, merkt glücklich. Die Geschichte enthält anmutliche bildliche Szenen und läßt die humoristische Begabung des Verfassers erkennen. Ihre Tendenz ist die Befämpfung der Sozialdemokratie, aber dieser Tendenz entspringt ihre Schwäche. Was in der Versammlung der Verurtheilten gegen die Sozialdemokratie gesagt wird, hat meist Sand und Füll, aber daß der Völkerricht zum Sozialdemokraten gemacht wird, dafür fehlt jede innere

Berechtigung. Ebenso gut könnte Rains That den Sozialdemokraten aufgebürdet werden. Es ist nicht wohlgefaßt die sozialen Bestrebungen einer großen und starken politischen Partei als verbrecherisch zu brandmarken, wie es hier, zwar indirekt, aber doch entschieden geschieht.

Vollbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zukunftfrage unter der Jugend. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage durch hienematische Jugendpflege von Ernst Hübner. Leipzig, Verlag von Reinhold Weidner 1891. Hübner findet die Ursache der bei der Arbeiterjugend eingetretenen Jugendlösigkeit darin, daß der Industrialismus die Arbeitskraft von Knaben und Mädchen in Anspruch nimmt, ohne für ihre Erziehung zu sorgen. So entsteht für die jugendlichen Arbeiter „eine Wunde in der Erziehung“, in einem Alter, wo der Schüler einer höheren Schule noch zum Vorn angehalten, noch beschäftigt und centriert wird, giebt es für sie keine bezügliche Arbeit mehr. Kein Wunder, daß die Klagen über die Jugendlösigkeit dieser Jugend immer lauter und allgemeiner werden. Der zweite Theil des Buches fordert eine „Organisation der Gesellschaft zur Volksbildung“. Eine solche zu schaffen ist die Gesellschaft fittlich verpflichtet, und der Arbeitgeber vor allen zuerst muß natürlich die Familie erziehen, aber zu diesem Zwecke muß sie selbst zur allen guten Seite zurückkehren. Komischer Weise sieht der Verfasser in den „altdeutschen Zimmerrichtungen“, die doch nichts als Proletariat sind, einen Anfang zur Umkehr. Dann soll die Schule mitwirken. Das kann sie nur freilich bei der jetzigen Dauer der Schulzeit kaum. Der Hr. meint die Kulturbeziehung unserer Völkern (Deutsch?) wird sich nur durch Verlängerung der Schulzeit für die Schuljugend (so) ermöglichen lassen. Diese Zeit dehnt er bis zum achtzehnten Lebensjahre aus. Die jungen Menschen sollen vom 14. bis zum 16. Jahre wöchentlich 10 Stunden, von da ab bis zum 18. wöchentlich 8 Stunden unterrichtet werden. Nun, das wäre ja recht gut, vorausgesetzt, daß der Unterricht nach Gegenstand und Form zweckmäßig wäre, aber ich höre schon das Geschrei, daß die Arbeitgeber erziehen würden, wenn diese Forderung beachtet werden sollte. Dann sollen die Säuglinge nach drei Jahre weiter unterrichtet werden in Volkswirtschaft, Berufslehre und Bürgerpflicht. Auch das wäre gut, wenn nur irgend vorauszusetzen wäre, daß ein solcher Unterricht unbesorgen und frohlich ertheilt würde; aber daran ist schwerlich zu denken. Nun kommt „Die Mitwirkung der Kirche“. Am liebsten möchte der Verfasser, daß die jungen Leute mindestens bis zum zwanzigsten Jahre zwangsweise zum Kirchenbesuch angehalten würden. In der That, es gäbe kein besseres Mittel, um die Gleichgültigkeit, mit welcher jetzt die Mehrheit der Arbeiter der Kirche gegenübersteht, in das Verändern. Bis zum achtzehnten Lebensjahre soll der Jüngling gar kein Recht der Selbstbestimmung besitzen, dann soll bis zum 24. oder doch bis zum 23. Jahre eine Art „Halbmilitärpflicht“ eintreten. Bei allen Menschen dieses Alters? Also auch bei dem jungen Lehrer, dem jungen Kaufmann, dem jungen Gutsbesitzer? Das wäre ja Unsin. Oder nur bei dem jungen Arbeiter? Aber welche Thorheit wäre es, ein solches privilegium odiosum auch nur vorzuschlagen!

Was der Verf. über die Pflichten der Gebildeten und Bessergestellten sagt, die ein gutes Beispiel zu geben hätten — in keinem Augenblick ist es: „Das Vorbild des Gebildeten muß als ein geläutertes in die Erziehung treten“ — das ist ja alles recht gut und schön, wird aber wenig helfen. „Daß die Arbeiter selbst an erster Stelle mit (!) dazu berufen sind, an der Verbesserung aller ihrer Verhältnisse thätigen Antheil zu nehmen“, ist ja wahr, aber damit dies geschehen könne, müssen die Arbeiter, wenigstens die unter ihnen, die nicht tendenziös verheißt sind, erst wieder einiges Vertrauen zu den Arbeitgebern und dem dielen nahestehenden Reformen gewinnen, und dies kann durch 10, 20, 30 reaktionäre Vorschläge, wie ein Theil der Hübner'schen, unmöglich hervorgehen werden. Die Forderung „zu einer hienematischen Arbeitsorganisation für alle Arbeiter“ hätte vor zwanzig Jahren geteilt und erfüllt werden müssen; jetzt kommt sie, fürchte ich zu spät. Der Verf. leidet überhaupt mit seinen Gedanken nicht in unserer Zeit, auf die er doch einwirken will: das zeigen einzelne ganz phantastische Vorschläge, wie die „Organisation eines Wanderhospitals“ für die Arbeiter. Er ist ein „christlich-sozialer“ Reaktionsär, welcher die Gesellschaft mit allen ihren Berufsständen auf korporativer Grundlage neu bilden will. (S. 214). Nun dürften unsere meisten Leser mit diesem Reformen fertig sein. Das Buch ist ein Muster des schlechtesten Stils. Man mag es aber als einen gerechtfertigten Zug unserer Zeit erklären, welcher sein Streben dahin gerichtet hat. „Der Neuzeit gehört der Beginn des Strebens nach Verbesserung dieses Standes von Seiten der Mitglieder.“ Weibliche Arbeiterinnen.“ „Daß der Großgewerbetreibende große Scharen von Kindern und jungen Leuten, alle ohne kaum nochbürtige Kulturbildung, in die Fabriken entsenden, so läßt (wirkt?) die in denselben jenen überwiegene Thätigkeit unbedeutend auf sie ein.“

Bild der Redaktion bereitwillig: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

**Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.**

Nr. 261. Halle a. S., Freitag den 6. November 1891.

**Der Chronofolger.**

Roman von Ernst v. Wolzogen.

32) Mit wirrem Schellen wandte Georg Friedrich sich um. Durch die nach dem Flur führende Thür trat ein Diener herein, der verschiedene kalte Getränke auf einem Präsentirtbrett trug, und in der andern Thüröffnung, die nach den Wohnräumen führte, erschien im selben Augenblick schwanfende Schritte, von dem schönen weißbärtigen Professor begleitet, die plumpe Gestalt des Kammerherrn v. d. Raft. Bei seinem Anblick schien den unglücklichen Prinzen der helle Wahnsinn zu packen. Mit drohend erhobenen Fäusten stürzte er auf den verhassten Knäppler los, um ihn zu Boden zu schlagen. Und fast hätte den Professor Corbell, der mit rascher Gestesgegenwart dazwischen trat, der wüthende Schlag getroffen, wenn er nicht noch im letzten Augenblick den Kopf zurückgezogen hätte. „Rufen Sie den Baron in Frieden“, redete der berühmte Arzt den Rasenden mit zwingendem Ernste an, und dann legte er ruhig seine Hand auf den zitternden Arm des Prinzen und hielt ihn so fest, bis der Kammerherr das Zimmer durch die Außenthür verlassen hatte. „Was wollten Sie dem Wamen antun?“ begann er dann von neuem leise und vorwurfsvoll. „Königliche Hoheit wissen wohl nicht, daß er soeben an das Todtenbett seiner Tochter gerufen worden ist?“ „Was ist das?“ rief Georg Friedrich laut, und die überraschende Kunde schien ihn wieder zu sich zu bringen. Die Scene war vom Ballsal auf beobachtet worden, und da zudem der Tanz gerade aufhörte, so war in wenigen Sekunden ein großer Theil der Hochzeitsgäste in das Empfangszimmer gedrängt, hatte sich mit rüchschlößiger Neugier um den Chronofolger und den Professor geschaart und versucht zu erlangen, was dieser mit leiser Stimme seinem fürstlichen Verwandten mitzuteilen hatte. „Mein Diener brachte mir vor wenigen Minuten die traurige Botschaft, daß Fräulein v. d. Raft von ihrem Dienstmädchen, das neben ihr in der Bodenstammer schlief und durch Schmerzenseufzen aus dem Schlafe gemerkt wurde, todt im Bett gefunden worden sei. Der Diener trauete sich nicht, die Nachricht selbst zu überbringen, und so mußte ich die traurige Pflicht übernehmen.“ „Wie nahm er es auf?“ fragte der Prinz rasch, mit gieriger Spannung. „Er brach zusammen, wie vor den Kopf geschlagen, und dann stöhnte er: „Sie hat sich vergiftet mit dem verfluchten Zeug — ja, pardon! er sagte: mit dem verfluchten Zeug, das königliche Hoheit ihr geschenkt hätten.“ Nur Georg Friedrich hatte die Worte deutlich vernommen und aus dem ersten Bann, mit dem sie gesprochen, dem vorwurfsvollen Blick, mit dem sie begleitet wurden, entnommen müssen, daß ihn der Professor für einen Gismischer oder dergleichen zu halten schiene. Da überkam ihm auf eine rasende Wuth, und er hätte sich diesmal wirklich thätlich an dem würdigen Herrn an seine Seite schmiegen, wenn ihm nicht in dem Augenblick, wo er wie zum Anlauf zurücktrat, der Diener mit dem Präsentirtbrett vor Augen gekommen wäre. Der Mann stand mit offenem Munde, ihn neugierig anstarrend, dicht neben ihm und befam, als er nun plötzlich den wuthstachelnden Blick des Erbprinzens auf sich gerichtet fühlte, eine solche Angst, daß er vermaßen zu zittern begann, daß die gestülften Älärier auf seinem Präsentirtbrett aneinander klirrten. Der komisch bummelnde Diener gerieth in diesem Augenblicke in einen rasenden Biedentengestalt brachte wunderbarerweise den Rasenden wieder zu sich. Er sah um sich und bemerkte nun erst, daß er der Mittelpunkt der allgemeinen Neugier sei. Die jung vermählte Geheimrätin, der man soeben die Schredenskunde in den Ballsal gebracht hatte, ihr fürstlicher Neffe habe die Hand gegen ihren Gemahl erhoben, stürzte in diesem Augenblick, zur Aufregung ganz außer sich, durch das Gedränge und warf sich dem Professor um den Hals, um

ihn mit ihrem Leibe zu decken. Ihr folgte auf dem Fuße, todtbleich im Gesicht, Prinzessin Eleonore und berührte den Bruder leise am Arm, wie um ihn zu sich zurückzurufen. Von der andern Seite her trat gleichzeitig Graf Brade auf ihn zu, bereit, sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft auf den Wahninnigen zu werfen. Andere Herren drängten sich ihm nach, während die meisten Damen sich ängstlich zurückzogen. Da redete sich Georg Friedrich hoch auf, wie um den Bann von seinen Sinnen zu schütteln. Ein verächtliches Schellen juckte über sein Gesicht, und dann ging er rasch auf den Diener zu, ergriff eines von den Gläsern mit Limonade und rief, es mit ironischer Höflichkeit gegen den Professor erhebend: „Vivat saules!“ „Mit rauschem Erstaunen blickte einer dem andern ins Gesicht, und der Professor mußte vollends nicht, ob er hinter diesen Worte einen schauerlichen Doppelsinn oder nur einen gleichgültigen Scherz vermuten sollte. Da rief Graf Brade mit lauter Stimme: „Bitte die Herrschaften zur Quadrille zu engagieren!“ Ein dankbarer Blick der Prinzessin Eleonore belohnte ihn für diese vortrefflichen Einfall, und auch der Prinz wandte sich, nachdem er sein Glas geleert hatte, rasch nach ihm um und nicht ihm freundlich zu. Dann verbeugte er sich vor der Geheimrätin, die eben erst zaghaft ihre unwillkürlichen Arme von dem Halse des Gatten gelöst hatte, und sagte: „Verehrte Tante, darf ich vielleicht bitten?“ „Um Gotteswillen!“ plakte die kleine Durchschlaucht ungeschickt heraus, setzte jedoch, sich rasch verberstend, sofort hinzu: „Nein, danke! Ich ganz nicht mehr.“ Gleich darauf ertönte auf Anordnung des Adjutanten, der das Amt des Tanzordners wie bei Hofe, so auch hier zu versehen hatte, aus dem Ballsal die Aufforderung zur Quadrille, und die weniger herumschweifenden Gäste mußten sich, um den Anstand zu wahren, bequemen, sich allmählich zurückzuziehen. Als sie außer Hörweite waren, zog Prinzessin Eleonore ihren Bruder bei Seite und redete ihm voll ängstlicher Besorgniß zu, sofort heimzufahren. „Ja, du hast recht!“ verlegte der Prinz und griff sich feurzend an die Stirn. „Man hält mich vernehmlich für verrückt. Die Leute haben vielleicht recht. Ich fürchte selbst, ich kann mich nicht mehr lange aufrecht halten. Ich weiß nicht, was da in mir vorgeht, es ist heut zu fürchterlich viel auf mich eingestürzt!“ „Du bist sehr krank, Georg! Ich komme mit dir, ich werde dich nicht verlassen.“ Er brühte ihr warm die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und dann trat er wieder auf den Professor zu, der noch damit beschäftigt war, sein Frauchen, das sich immer noch zitternd an seine Seite schmiegte, zu beruhigen, und entschändigte sein sonderbares Benehmen, so gut es geben wollte. „Es wird mir schwer, Ihnen jetzt alles zu erklären“, schloß er; „Sie werden vielleicht einmal verstehen — oder auch nicht. Glauben Sie mir, ich bin nur toll der Nordostwind! Es ist nur, daß ich diesen Nacht nicht mehr sehen kann, ohne zu weinen. Ich denke, er soll mir nicht mehr vor Augen kommen. — Liebe Tante, es thut mir unendlich leid, daß ich Ihr Hochzeitsfest so unangenehm geföhrt habe.“ Die beiden Herrschaften schritten seine Entschuldigungen durch einige bedeutende Redensarten ab, und dann ließ der Professor, da die Hofstatten noch nicht zur Stelle waren, seinen eigenen Wagen anspannen und geleitete selbst seinen hohen Gast sammt dessen Schwester bis vor die Hausthür. Die Thürmutter hatte eben drei geschlagen, als entlich das Licht im Zimmer der Prinzessin Eleonore verlöschte. Um halb zwei Uhr hatte sie ihren Bruder verlassen, nachdem er



Ihr seht Ehenwort gegeben, daß er sich zu keiner verzeihelten That hinsetzen lassen wolle. Dann erst war sie in ihre Gemächer hinuntergefahren, um sich einen bequemen Morgenrock anzuziehen und einen langen, inbalsamirten Brief zu schreiben. Die Adresse lautete: Au Herrn Baron Hans Joachim v. Rospott.

Erst spät am andern Tage erwachte der Kammerherr v. d. Rast aus seinem unruhigen, von schweren Träumen gestörten Schlafe. Auf seinem Nachtsich lag noch der Zettel, den er bei der Verthe der unglücklichen Doris gefunden hatte. Die wenigen Zeilen, in ihrer feinen, ungeheuren Kunderhandschrift geschrieben, lauteten:

„Sei mir nicht böse — ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Ein paar Wochen lang habe ich geglaubt, es gebe auch für mich ein Glück durch die Freundschaft schöner, edler Menschen. Ich bin zu sehr durch enttäuscht und gemißbraucht worden von denen, die ich in der Welt am liebsten hatte. Was habe ich jetzt noch von Dasein zu erwarten? Dem kann ich noch etwas sein? Auch mir beide, mein Vater, werden uns nie wieder recht verstehen lernen nach dem, was du mir heute abend gesagt hast. Auch du wirst freier aufatmen können, wenn ich nicht mehr bin. Lebe wohl und gebete in Liebe

deiner unglücklichen Doris.“

Eine halbe Stunde später sah der Kammerherr einsam am Kaffeetisch und rührte munterlang mit dem Löffel in seiner Tasse herum, ohne einmal den schweren Kopf von der Hand zu erheben, auf die er ihn stützte. Wie alt, wie verfallen der Mann ansah nach dieser fürchterlichen Nacht!

Da trat das Dienstmädchen herein und legte stumm einen Brief vor ihn hin auf den Tisch. Er starrte gleichgültigen Blickes darauf. Es war ein zartgefarbtes Couvert von absonderlicher Form, mit wunderlichen Verzierungen in Buntdruck aufgedruckt. Mechanisch griff er danach und öffnete sorgfältig, wie er es gewohnt war, mit seinem Federmesser den Umschlag, entnahm ihm einen im gleichen Stil ausgefalteten Briefbogen und las:

„Mein goldiges Kammerherrchen!

Mein süßer, wohlbeleibter Freund!

Was höre ich von Euch? Ihr wollt mich heirathen — sagte mir seihen mein verehrter Chef mit dem malitigsten Schmelz von der Welt. Die Idee ist großartig, ganz Eures erhabenen Geistes würdig, und ich zweifle nicht daran, daß ich mich an Eurer Seite als Baronin von der Rast ganz famos ausnehmen werde. Sollte es Euch mit Euren Gefühlen ernst sein, mein theurer Sir John, so könnte ich mich darauf gefaßt machen, daß mein eifersüchtiger Chef sich brechen würde, mit meine fernere Wirksamkeit am großherzoglichen Hoftheater nach Kräften zu verfehlen. Er läßt womöglich das nächste mal die Läden wieder die Senten jagen! Da ich aber immer für das Solide gewesen bin, so würde ich trotz alledem Euren ehrenvollen Antrag annehmen, falls Ihr nicht bis morgen früh anderer Meinung geworden seid. Der Chef will nämlich wissen, woran er ist. Also eilet mit thunlichster Beschleunigung in die Arme Eurer

Hochachtungsvoll ergebenen  
Seraphine Roland.

PS. Nach dem Bombenerfolg von heute abend bin ich gar nicht darum bange, daß mich auch erste Bühnen mit Aufpaß engagiren. Also wenn du die Konventionalsraße zahlen willst, mein süßer Freund, so folge ich dir zum Altar, sobald du es wünschest.“

Der Kammerherr ballte das duftende Briefchen mühsend zusammen und schlauberte es mit einem Fluche zu Boden.

14.

Etwa eine Woche nach dem zuletzt geschilderten Ereignissen, an einem wundervollen Maientage, waren die Herren von Rospott, Vater und Sohn, wieder einmal auf Schloß Trepsa zu Besuch. Hans Boden hatte seinen Vater nicht ohne Schwierigkeit dazu überredet, ihn diesmal zu begleiten; denn der joviale alte Baron ließ sich nicht gern in seiner Bezaglosigkeit stören, und Melanies Anblick schuf ihm das allerliebste Unbehagen, seit er wußte, daß sie und ihr unglückliches Schicksal es war, was seinen guten, vernünftigen Jungen so gänzlich aus dem Häuschen gebracht hatte — wie er sich ausdrückte. Heute aber brachte ihn sein Sohn ganz unumwänglich notwendig zu dem Aweide, den alten General zu beschäftigen, damit er ungefähr mit Melanie reden könnte.

Die Briefe, die er mit der Prinzessin Eleonore gewechselt, hatten seine Hoffnung, daß vielleicht doch noch alles wieder gut werden könnte, auf's Neue belebt. Seiner energischen Natur war es gegliedert, den furchtbaren Druß, den das tiefe Mißgefühl mit der Verzeihung der Geliebten auf seine verwundete Seele ausübte, abzumähen. Jetzt, wo er aus voller Ueberzeugung ihr gegenüber als Anwalt des Prinzen auftreten konnte — die Briefe der klugen, hochherzigen Prinzessin hatten ihm diese Ueberzeugung verbracht — jetzt durfte er hoffen, daß sein hingebendes Bemühen, Melanies Lebensmuth wieder aufzurichten, doch nicht vergebens sein werde. Jedes Wort, das er ihr sagen wollte, hatte er sich sorgfältig überlegt, die Einwendungen, die sie vorbringen konnte, erwogen — wenn sie ihn überhaupt anforderte, wenn sie nur bei ihrer krankhaften Erregung fähig war, einer vernünftigen Auseinandersetzung zu folgen, so konnte diesmal sein Bemühen nicht gänzlich ohne Erfolg bleiben. Und diese Ansicht trieb ihn das Blut rascher durch die Adern, rührte auf's Neue seine in den letzten schweren Wochen bleich gewordenen Nerven, und der köstliche Ritt durch den im jungen Grün prangenden Forst that noch ein übriges, seine Zuversicht zu stärken.

Auf Melanie aber schien der verheißungsvolle Witterungsumschlag, die lebensfrohe Pracht des voll erblühten Lenzes nicht die geringste Wirkung ausgeübt zu haben. Die beiden Rospotts erschienen unwillkürlich bei ihrem Ausblick. So geküßelt blieb hatten sie sie noch nicht gesehen, aus so unheimlich glühenden Augen hatten sie sie noch nie angesehen. Eine umföhlvolle Entschlossenheit prägte sich in ihren Zügen aus, und als der alte Baron seinem Sohne bei der ersten Gelegenheit zuraunte: „Du, die hat etwas vor!“ sprach er damit nur Hans Bodens eigene bange Empfindung aus. Es war ihr auch nicht entgangen, daß ihr Besuch Melanie jo ungelogen wie möglich komme.

Der greise General dagegen war außerordentlich erfreut, die beiden Herren bei sich zu sehen. Es schien überhaupt, als ob der Frühling mit neu belebendem Hauche in sein nur noch glühendes Lebensfünfteln geblasen habe; denn er vermochte nicht nur dem Gespräch mit Verständnis zu folgen, sondern war auch auf seine Art so redselig, wie seit langer Zeit nicht. Trotzdem er darüber klagte, daß seine Augen seit diesem Winter schwächer zu werden anfingen, antwortete er doch allerlei Pläne, wie er das edle Maidwerk auszuüben gedenke, ja er sprach sogar die Absicht aus, demnächst eine Anzahl Herren zu einer Treibjagd einzuladen.

(Fortf. folgt.)

### Müller und Schulze.

Summreste aus Tagebuchblättern zusammengestellt von Hans Hagen.

Lausanne, den 25. März 1888.

So haben Sie nun glückich Ihren Willen durchgesetzt und mich in eine französische Pension geschickt! Daran ist nur meine Tante schuld. Papa hätte mich ja so gern bei sich behalten, aber die Tante! — Ach, mein Gott! — Nun, sie werden es schon sehen! Ich werde hier höchsternstlich werden vor Einfachheit und Simplicité.

Ach, es ging gleich gut los. Und natürlich, was gab den ersten Anstoß zu Gott und Sohn, zu dem Gelächter der anderen über mich? — Mein Name, mein unglücklicher Name! — — Müller,

Anna Müller! — Eine deutsche Jungfrau, achtzehn Jahre alt, voll theater Hoffnungen und Lebensanschauungen, begeistert für alles Edle, Hehre, Schöne, — und sie heißt? — Fräulein Anna Müller! —

Ich sah im Coupee. Allein, denn meine Tante hatte mich in Paris verlassen. Als der Zug das nächste Mal wieder hielt, stiegen zwei junge Damen zu mir ein. Ein merkwürdiger Junge, der mich schon auf der Reize mit den beiden schüchtern meiner zukünftigen Qualgeleiter zusammenführte! Es waren zwei Damen aus demselben Pensionat, in welches man mich

verbrennt hatte. Miß Editha Brown aus Manchester und Mademoiselle Maria Desgalle aus Rouen. Sie unterhielten sich während der Fahrt sehr laut und lebhaft in französischer Sprache. Obgleich mein Französisch noch nicht allzu weit her ist, konnte ich doch ungefähr den Gang der Unterhaltung verfolgen.

Die ältere, die Engländerin, zog über uns arme Deutsche her und charakterisirte uns in der ungezogenen Weise. Als sie aber auf die deutschen Mädchen zu sprechen kam, war ich im höchsten Grade empört.

„Die deutschen Mädchen,“ sagte sie, „haben wasserblaue Augen und blonde Haare, vom vierzehnten bis sechzehnten Jahre Schwärmen sie für den Kaiser, bei dem sie konfirmirt worden sind; vom sechzehnten bis zwanzigsten für den höchsten Demofänger, dann für den schneidigsten Lieutenant. Im übrigen heißen sie Müller.“

Ueber diesen Schluß der Rede war ich außer mir und konnte einen Ausruf des Unwillens nicht zurückhalten.

„Sind Sie vielleicht eine Deutsche?“ frag mich die Sprecherin in der ungentesteten Weise.

„Allerdings, ich habe die Ehre, der Nation der Deutschen anzugehören.“

„Sehen Sie, meine Deure,“ sagte die Engländerin lächelnd zu der Französin, „das Schwärmen beginnt schon.“

Ich wollte kein Wort weiter sagen, aber sie bestärkten mich demerhen mit Fragen, die ich nicht ausweichen konnte.

Als im Laufe meines Gesprächs herauskam, daß wir zukünftige Pensionsgeschwestern werden sollten, wurden sie, das kam ich nicht leugnen, lebenswüthiger und höflicher gegen mich.

Aber nun kam's! — Wuth und Zerkürung schnürten mir die Kehle zu!

Sie hellten sich mir vor! „Sehr angenehm — Anna Müller aus Köln.“

Meine Stimme kam heißer und rauher bei diesen Worten, desto greller kontrastirte dagegen das helle Lachen, in welches meine Mißgeföhrtigkeiten unbehörligst ausbrachen.

„Sehen Sie, sehen Sie!“ rief diese englische Tochter Albions unter immer neuen Aufschlüssen, „köstlich, charmant, alles stimmt mir sehr! Ob es auch mit dem Kaiser, Demozingler und mit dem Streuten der Fall ist, wage ich nicht auszuforschen, es wäre etwas indiskret.“

Die letzte Meinung theilte ich sehr entsetzt: — Ich lehnte mich, höchst beleidigt, in mein Kissen zurück und sprach kein Wort, bis ich in Lausanne ankam.

Die beiden bemühten sich überhaupt durch Lebenswürdigkeit meine Verzerrung zu erlangen, aber da können sie warten.

Mein Abendbrot habe ich kein Wort mit ihnen gesprochen, ich habe überhaupt fast nichts gesprochen.

Du bin ich, Gott sei Dank, allein auf meinem Zimmer!

Ja, wie der, wie verfallen! — Kein deutsches Wort, keine deutsche Seele — — —

Lausanne, den 29. März 1888.

Ich werde morgen an Papa schreiben, daß er mich sofort zurückholen soll, wenn er nicht will, daß die Tochter des Kommerzienraths Müller aus Köln im Genfer See erbleibe!

Das war eine reizende Bekehrung am ersten Morgen. Ich komme aus meinem Zimmer, die Hälfte der Pensionsdamen steht auf dem Korridor, als ob sie mir aufkauerten. Ich mache die Thür zu, da bemerke ich an derselben ein großes Plakat. — Ahnungslos nehme ich es ab und unter dem ausgeblasenen Gelächter der Zuschauerinnen lese ich die darauffolgenden Worte: „Fräulein Müller aus Deutschland!“

Das ist empörend!

Lausanne, den 2. April 1888.

Mein Entschluß steht fest, ich gehe ins Wasser! — Ich schlüßte

ab mit der bösen Welt, ich durchbreche ein gewaltiges die Ketten meines Glends.

Sie haben es nicht anders gemollt!

Papa schreibt mir gar nicht, die Tante antwortet für ihn. Ich weiß, sie hat ihn beschworen! —

Meine schwerwiegenden Gründe, meine unglücklichen Leiden erklären für mich die Ueberzeugung!

Träumen von Menschen! — Herzen von Stein!

Nun, noch giebt es ein Jenjettis, noch eine Hoffnung, noch eine Vergeltung!

Die Nacht bricht herein! — Die letzte für mich!

Lausanne, den 2. April 1888.

Ich lese noch! — Aber nicht Zeitigkeit oder Unschlüssigkeit hat mich von dem letzten befreienden Schritte abgehalten, nein, das Schicksal, vor dem selbst die Götter sich beugen müssen, hat es anders mit mir gemollt, das Schicksal in Gestalt von, ja, in Gestalt von ihm! —

Ich hatte mit allem abgerechnet, ich war fertig! — Meine eifersüchtige Nacht war vorüber, ein engelischer Morgen brach an!

Alleidlich ich mich davon, selbst nicht viel mehr noch als ein Schatten auf dem Wege nach dem Reiche der Schatten.

In den Anlagen vor der Stadt machte ich Halt, noch einmal! —

Nach, thranenlos sah ich da. Es hatte nichts mehr Reiz, nichts mehr Interesse für mich! —

Da, war es ein Engelsgefang, war es schon eine Postkammer aus dem besten Jenjettis, da plöglich hörte ich deutsche Worte!

Meine Brust raffen, meine Herzkammer schloß, fiedele! — Ich hörte kaum, was da gesprochen wurde.

Also lebe wohl, ich habe ja nur noch zehn Minuten bis zum Bahnhoff und du bist notwendig im Geheiß. — Also auf frohes Wiedersehen in Freiburgstadt!

Das etwa war es, was ich vernahm. Aber wie geschah mir?

Mir war's als lehrte sich alles um in mir, als zerbrähe mein Herz, endlich, endlich brach ich in einen Strom von Thränen aus, in eine heiße, bitterliche Fluth eines unmennebaren, unglücklichen Schmerzes.

Der häßliche ich wieder jenen warmen, heben Klang meiner Mutterzunge!

Ich schaute auf.

Vor mir stand er!

Er, eine edle germanische Hünengehalt. —

„Was meinen Sie, schönes Kind?“ frag er mich auf französisch.

„O, bitte, sprechen Sie deutsch! — Bitte, nur noch einmal!“

waren die einzigen Worte, die ich herausbrachte.

Was mir nun weiter sprachen, ließ ich nicht mehr. Er war ein feiner, und doch herzensguter Mensch, das weiß ich noch. Als ob er mit mir in Gesellschaft wäre, und von hundert Augen beobachtet würde, legte er sich in angemessener Entfernung neben mich auf die Bank und als ob er mein Bruder, — — —

nun ja, mein Bruder wäre, sprach er jo herzlich auf mich ein, frag mich jo zurückhaltend und doch jo dringlich, so theilnehmend nach meinem Zimmer und tröstete mich so gewaltig mit seinem beredlichen, edel deutschen Gemüth.

Aber leider! — Er hatte Eile und mußte mich bald wieder verlassen.

Als er mir die Hand so liebevoll und freundlich gedrückt hatte, als er dahinging und bald in den Anlagen verschwunden war, da wurde mir wohl recht wehmüthig im Herzen und vielleicht hatte ich den Wuth zu sterben verloren, aber den Wuth zu leben hatte ich wieder!

(Schluß folgt.)

### Bunte Zeitung.

Fern-Photographie. Wie der in den nächsten Tagen erscheinenden Nummer der Zeitschrift „Prometheus“ zu entnehmen, hat Dr Adolf Mietz ein Patent auf ein höchst einfaches, aber angeblich sehr vorzüglich wirkendes Objectiv angemeldet, mit dessen Hilfe es möglich sein soll, weit entfernte Gegenstände mit aller Deutlichkeit photographiren zu können. Neugierig soll sich daselbe von den gewöhnlichen Apparaten nur durch eine etwas größere Länge und durch eine Vorrichtung unterscheiden, welche gestattet, die Entfernung der beiden Linsen innershalb gewisser Grenzen zu verändern. Der optische Theil besteht prinzipiell aus einer Kombination von fünfem Fotolabande. Beide Linsen stehen etwa um die Differenz der Brennweiten auseinander. Aus bekannten optischen Gesetzen folgt nun, daß ein solches System verkehrte reelle Bilder von Gegenständen entwirft, welche sich jenfalls der Brennweite in großer Entfernung befinden. Die Größe dieser Bilder verhält sich einerseits mit der Entfernung der beiden Linsen und wächst mit ihrer Annäherung, andererseits ist sie von den Brennweitenverhältnissen der beiden Linsen abhängig; je verschiedenere deren Brennweiten, um jo größer unter sonst

gleichen Verhältnissen das Bild. Der ganze Apparat soll im Prinzip einem Galiläischen Fernrohr ähneln, nur daß es in diesem Falle zur Bildung eines reellen Bildes und zur Ausnutzung verhältnismäßig großer Gesichtsbilder kommt. Es leuchtet ein, daß sich der Anwendung eines neuen Objectives, falls sich dasselbe bedient, ein weites Feld öffnen wird. Ganz besonders wird das der Fall sein, wo die Annäherung an das Annahmestellen ausgeschlossen ist, wie beispielsweise im Krieges, bei Volognungen, auf Forschungsreisen und Expeditionen zu Distanzmessungen und topographischen Aufnahmen. Man wird das fern am Horizont vorbeiführende Schiff, den doch in den Linsen freisichenden Vogel und jo manches andere weit entfernte Object deutlich und klar zu photographiren vermögen. Auch soll die Anwendung der Aufnahme lebensgroßer Portraits bei beschränktem Raume außer Frage stehen, so daß der Linsen von 2 bis 3 Meter Brennweite, wie sie noch jüngst zur Anwendung kamen, entzogen werden kann. Genau, erregte sich die Braudbarkeit des Mietz'schen Objectives, so dürfte ein erheblicher Fortschritt in der Fern-Photographie zu verzeichnen sein.

Europäische Wandervogel in Afrika. Wenigstens das große Meer der europäischen Wandervogel sich im allgemeinen

